

Um 6 Uhr 30 klingelt Roberts Wecker – *Oasis* dröhnt durch das Zimmer, Liam verkündet *sūnshīne*. Er macht sich einen Kaffee. Der Tag verspricht sehr schön zu werden, vielleicht ist es sogar der beste März denn je.

Robert mag seinen Job. Er hat seine Sucht begraben und hilft jetzt anderen Leuten. Für Junkies ist er noch nicht bereit; für Kinder wird er es vielleicht nie sein; nein. Robert ist ein pflegender Mann in einem Altenheim.

(Er schaltet das Radio ein.)

Die Lage in der Welt ist angespannt. Zwar war sie das ja immer schon. Doch nun kokettiert der mächtigste Mensch der Welt mit einem Hitlergruß. Irgendwas bedeutet das.

Im *Rosenhof* ist die Welt noch in Ordnung. Weit, weit weg von perfekt. Aber selbst die Erleuchtete ist nicht fortwährend euphorisch; sie nimmt die Dinge einfach wie sie sind. Und im *Rosenhof* sind die Dinge gewiss so wie sie sind. Ein Tag gleicht dem anderen, und die kleinen Abweichungen sind Streusel spannender Elemente; der Rest ist Sicherheit. Die strenge Rhythmisik macht glücklich, weil sie das Ego senkt. Man hat davon gehört, dass Menschen im Gefängnis echtes Glück erfahren. Nun, im *Rosenhof* bist du nicht eingesperrt, aber geborgen.

Das Radio sagt, dass Geiseln freigelassen wurden. Sie waren elf Monate in einem nassen Tunnel unter der Erde, gefangen in Ketten. Nahrung nur so viel, um nicht zu sterben. Der Tunnel war so niedrig, dass sie sich nie richtig aufrichten konnten. Die Familien jubeln, als sie ihre Lieben in die Arme schließen. Doch diese können nicht jubeln. Sie werden es nie mehr tun.

Robert schaltet das Radio aus und schaut aus dem Fenster. Das war jetzt doch ein bisschen viel. Natürlich gibt es tausend schlimme Meldungen an jedem Tag; aber diese hier – das war so bildlich. Am meisten setzt Robert zu, dass sich die Menschen nicht aufrichten konnten; diese niedrige Decke.

Der Notausgang ist normalerweise der Tod; das ist fair vom Leben. Doch dieses Gesetz ist im Tunnel ausgesetzt. Sie litten erbärmlichen Hunger. Doch sie sind nicht verhungert. Niemand ist so willensstark, Essen ewig zu verweigern.

Es gilt um jeden Preis, das zu verhindern: in solch eine Situation zu kommen! Vor dem Tunnel lieber sterben.

Auch wenn er sich pervers vorkommt, isst Robert eine Scheibe Graubrot mit Erdnussbutter. Er putzt sich die Zähne, und dann muss er los.

Im *Rosenhof* zwingt er sich ein Lächeln aufzusetzen, und es funktioniert. Die Kollegen sind froh, ihn zu sehen; die Bewohner erst recht.

Die Liebe vertreibt die Wolken. Robert verabreicht Pillen, verteilt Umarmungen, wäscht Männer und Frauen.

So vergeht der Vormittag ohne den Gedanken. Robert lässt ihm keine Chance, sich zu entfalten. Er putzt und schrubbt, läuft hin und her, ist überall, das Arbeitstier.

«Sachte, sachte, Amigo», sagt Jerry, als Robert bei der Essensausgabe Suppe verschüttet. «Sind ja nicht im Krieg.»

«Noch nicht», sagt Robert und erschrickt selbst.

Jerry ist schon wieder weg, doch Robert beschäftigt vielerlei. Gott sei Dank darf er jetzt nicht nachdenken, er muss sich auf die Suppe konzentrieren; die Senioren scharren mit ihren Rollstühlen.

Nachdem alle Alten ihr Essen erhalten – das sie ohnehin kaum anrühren – zieht sich Robert in den Pausenraum zurück, wo er zwei Teller Kartoffelsuppe verdrückt.

Sonst ist die Mittagspause eine heilige Stunde für ihn. Hier genießt er jeden Atemzug, die Stille, oder geht seinen Gedanken nach, ohne an ihnen hängenzubleiben.

Doch heute behagt ihm das nicht. Ausnahmsweise ist er dankbar dafür, dass Jerry hereinplatzt und sagt:

«Na, Rob the Mob, alles Tippi Top?»

«Easy Japaneasy», zitiert Robert den Bibliothekar aus *Die Verurteilten*. Das ist es, was er jetzt braucht: ein beklopptes Gespräch mit Jerry. «Und bei dir? Alles flotti flotti?»

Jerry kurz verdutzt.

«Was geht, Mr Wonderwall? Ich wusste nicht, dass du auch Rapper bist», sagt er.

«Stani Banani», sagt Robert, der Rapper. Und das hätte Jerry ihm vielleicht auch noch durchgehen lassen; aber dann tritt Robert, der DJ, in Erscheinung und vollführt Scratching-Gesten in der Luft. Diese begleitend sagt er: «Wikki-wikki.»

«Okay, okay», sagt Jerry, «Mit Verlaub: weh teh eff?»

«RobMob in da House, gebt mir ein *Ehjoo* ... »

«Stopp, Mob!»

«Was ist laus?»

«Das wollte ich dich fragen.»

Sie gucken sich an. Robert versucht mit lachsen Blicken zu überspielen, aber Jerry hält Stand.

«Weißt du, Bro», sagt Jerry, «ich weiß, dass ich dir oft auf den Sack gehe, aber so bin ich nun mal. So wie du deine Ruhe liebst, liebe ich den kleinen Shake für zwischendurch.»

«Wir ergänzen uns prima», sagt Robert. Jerrys sachlicher Duktus hat ihn unversehens zurück auf ruhigeren, robertigeren Boden geleitet.

«Du bist der seriöse Typ; ich bin der Dulli», sagt Jerry.

«Wir sind ein Spitzenteam.»

«Wir sind ein Spitzenteam, genau! Aber weißt du was?»

«Nein.»

«Ich bin nicht blöd.»

Das ist Robert jetzt plötzlich peinlich. Es stimmt, er hat sich stets für kompetenter gehalten; Jerry ist bisweilen wirklich albern. Aber blöd? Robert fühlt sich erwischt. Und nicht mehr so moralisch wie bisher.

«Du bist wirklich klug», sagt Jerry, «du liest, und so'n Kram. Mega. Aber ich weiß, wenn was nicht stimmt. Daher noch einmal die große Preisfrage: Was ist los? Mit dir?»

Erst einmal ist Robert beruhigt. Anscheinend hat Jerry ihn noch lieb. Da merkt Robert, wie sehr er seinerseits den kleinen aufgedrehten Kiffer mag. Er wird in Zukunft lieber zu ihm sein. Doch auf Jerrys überraschenden Scharfsinn war er nicht vorbereitet.

«Wie meinst du das? Was soll schon sein?», so Robert.

«...»

«Ich hab dich unterschätzt. Ich wusste nicht, dass du so scharfsinnig bist.»

«Ich denke nicht, ich fühle.»

«Nein, du kiffst.»

«Stimmt.»

Beide lachen. Dann ist die Mittagspause vorbei.

Nach seiner Schicht wartet Robert draußen auf dem Gelände. Er wartet solange, bis auch Jerry fertig ist und fängt ihn ab.

«Na, willst du mir doch sagen, was los ist?», eröffnet Jerry.
«Naja ... ich weiß, dass du Kontakte zu gewissen Kreisen pflegst.»
«Was?»
«Ich will dich nicht anscheißen. Ich brauche selber was.»
«Was?»
«Eine Pistole.»
«Geht klar.»

Die Klarheit des Märzhimmels ist berauschend. Das Blau ist sanft und dünn. Die Sonne macht, dass die Erde sich öffnet. Das Alles bekommt Robert nicht mit.

Der Geruch sagt *Ja zum Leben.*
I ... have made ... a big decision, singt Robert in Gedanken, während die Kollegen dahingehen.

«Ich werde dich nicht fragen, wofür du sie brauchst», erwähnt Jerry.
«Ich weiß», sagt Robert. «Danke.»
«Aber interessieren tut's mich schon.»
«Nur zu meiner Sicherheit.»
«Sicher», sagt Jerry, lächelt und zwinkert.

Robert hat kein Problem mit Jerrys offenem Zweifel, denn er weiß, dass er die Wahrheit spricht. Er ist sehr froh mit dem Entschluss, sich der Angst bewaffnet zu stellen. Auch wenn er mit Tunnelblick den Frühling nicht mehr sieht.

«Kostet übrigens 'nen Taui, das einfachste Modell. Ich schätz' mal, dass du nicht in'n Krieg ziehen willst ...?»

«Das Einfachste ist super. Taui hab' ich.»

Sie laufen schweigend nebeneinander, nehmen den Bus und dann die Bahn. An einer Station, an der Robert normalerweise durchfährt, steigen sie aus und gehen in eine lange Nebenstraße mit französischem Namen. Robert hebt Geld ab, zwei Mal 500 Euro und steckt die Scheine Jerry zu.

«Gut», sagt dieser, «ich werde dir nicht zeigen, wo es ist, aber lass sagen: wir treffen uns in einer Stunde hier.»

«Geht klar, Amigo», mit einseitigem Lächeln.

Jerry nickt mit Augen und zieht von dannen.

Vor zehn Stunden war Robert noch unbefleckt, so fröhlich und naiv. Auf einmal ist der Dulli vom Dienst sein Scarface. Aber Robert kann nicht zurück. Er hat gewaltigen Durst – Durst nach Betäubung – und geht zum Laden an der Ecke und greift sich ein Bier.

Er geht wieder raus, die Sonne geht unter, das Bier ist berauschkend. Er kippt alles herunter, geht wieder in den Laden, schnappt sich noch eine Flasche. Er pinkelt in den nächsten Busch, eine Frau mit Hund fragt, ob das denn sein muss, und Robert sagt: «Ja.»

Inzwischen ist es dunkel in der Straße mit französischem Namen. An der Oberfläche hat sich Robert beruhigt, aber untenrum brodelt es in einem Fort. Alles ging so schnell. Er wollte niemals eine Waffe haben.

Am Treffpunkt trifft auch Jerry ein und drückt Robi ohne Worte einen eingerollten Jutebeutel in die Hand. Was ist los, dürfen sich zwei Männer in einer langen Nebenstraße mit französischem Namen keine eingerollten Jutebeutel in die Hände drücken?

Das Ding ist schwer. So etwas hatte Robert erwartet, aber ... Gott, er spürt die Form! Den Tod in seinen Händen.

«Danke, Jerry», sagt er und verstaut das Paket idiotensicher in seinem Rucksack.

«Und womit willst du schießen?», fragt Jerry laut und deutlich, obwohl ein Pärchen in Jogginganzügen vorbeigeht. Die Wahrheit ist: Die Leute interessieren sich einen Scheißdreck für das Leben der Anderen. Jerry weiß das.

Robert ist verdutzt und trinkt lieber noch einen Schluck.

«Bro, hier.» Unverblümt und unverpackt überreicht Jerry Rob eine schwarze kleine Kiste. Die zieht dessen Hand nach unten.

«Alter, ist das schwer!»

«Yeah.»

«Ok, ich glaub', wir ham's dann ...?»

«So sieht's aus, Mann.»

Obwohl sie beide zu der Station müssen, an der Robert normalerweise vorbeifährt, ist der Zeitpunkt des Abschieds *jetzt* gekommen. Robert hält Jerry die Hand hin, und dieser nimmt sie; aber dann hört das Schütteln nicht auf, sie ziehen sich näher, bis sie sich in den Armen liegen.

«Pass auf dich auf.»

«Mach ich.»

«Wir sehen uns morgen.»

Robert überkommt Traurigkeit und lächelt: «Hau ab», woraufhin Jerry in der Dunkelheit verschwindet.

Heute früh noch Kollegen – plötzlich Freunde fürs Leben.

Das Alleinsein kickt bei Robert anders rein. Die Stadt ist dunkel, der Frühling ist mild, doch sein Drang zu vergessen brennend ungestillt. Im Späti holt er sich gleich noch eine Flasche. Alkohol. Er muss laufen, laufen, weiter weg. Er will sitzen, sitzen, und er kann es nicht.

Da vorne ist eine Bar, der Fall ist klar.

Er geht an den Tresen, setzt sich endlich hin. Seine müden Füße können endlich ruhen. Er bestellt, es ist laut. Zwischen den Menschen geht es, er kann atmen, kann trinken. Denken.

Jerry. Der Tunnel. Es gibt keinen Ausweg. Nur den Tod. Robert will weinen. Seine Waffe ist ungeladen! Was ist, wenn was ist?

«Ich muss meine Waffe laden», murmelt er.

Ein Mädchen neben ihm ist interessiert, interessant, doch er sieht es nicht. Er schnappt sich seinen Rucksack und torkelt auf Toilette. Der Barkeeper blickt ihm argwöhnisch nach.

Kabine auf, Kabine zu, Robert setzt sich hin. Nimmt die Pistole heraus, schaut sie an. «Wie geht die Scheiße auf?» Nimmt die Patronen raus, fummelt rum, kommt nicht klar, holt sein Handy raus, öffnet YouTube. In einem US-amerikanischen Tutorial lässt er sich erklären, wie man dieses Waffenmodell lädt, und ... siehe da! Es geht. Klack.

Argwöhnisch blickt der Barkeeper schon wieder (oder immer noch), als Robert von Toilette (mit Rucksack) kommt. Der Mann hat wohl gekokst, denkt das Mädchen interessiert. Robert legt stimmt-so-sagend zwei Scheine auf den Tisch, woraufhin der Barkeeper seinen Argwohn verliert. Der Mann versinkt in der Nacht.

Saschas Mund brennt. Das Chili war hervorragend.

«Danke, Mama», lobt er sie.

Sie lächelt und würzt sich ihren Teller noch einmal mit Tabasco nach. Bruder Kolja mampft schweigend, doch nicht leise.

Sascha streckt die Arme, gähnt und sagt: «Naja, also...»

Es ist wieder der Moment, der etwas Überwindung kostet, weil Sascha weiß, wie sehr er Mutter missfällt. Doch er muss es tun. Er muss zu den Jungs, das ist seine Aufgabe. Außerdem weiß er: Mutter sagt nie wieder *nein*. Nicht, seit Papa weg ist.

«Ich würd' dann gleich nochma' raus», sagt er, «nich' lange!», versichert er.

Die Mutter seufzt und sagt: «Aleksaschka, schon wieder? Willst du nicht einmal einen Abend hier bleiben, bei uns? Guck mal, Kolja würde sich sicher freuen!»

Kolja guckt von seinem Chili hoch. Die Maulwurfsaugen in seinem teigigen Gesicht lassen sich nicht lesen, höchstens sagen sie: Mir ist alles egal.

«Kolja geht nie raus», erklärt Mutter zu allem Überfluss. Kolja hat auch keine Freunde und bewegt sich sonst kaum. Er geht mit Vaters Fortgang auf seine Weise um. «Wir könnten mal wieder alle einen richtigen Film zusammen schauen», schlägt die Mutter vor.

Sascha verkneift es sich, die Augen zu verdrehen. Er will Mama nicht verletzen, er hat nichts gegen Mama – aber seine Aufgabe. Stattdessen macht er leere Versprechen: «Am Wochenende?» Und er sieht, wie sich ihr Gesicht aufhellt, oder zumindest so tut, denn doof ist sie auch nicht, sie riecht wahrscheinlich den Braten, doch pflegt sie mit ihm diese Illusion, wenn sie das Einzige ist, das bleibt. Sascha ist so übermütig und setzt nach: «Wir könnten Chicken Wings bestellen!»

Mutter Korsakow fühlt sich sichtlich geschmeichelt. «Du bist wie dein Vater», kichert sie. «Seine beste Seite!» fügt sie hastig hinzu, bevor Kolja noch trauriger und Sascha wieder wütend wird.

Doch Letzterem hat das perfekt in die Karten gespielt. Er weiß sein Blatt zu nutzen; denn wenn sie von dem Doppelarsch spricht, darf er jetzt auch gehen. Sieht er zumindest so. «Alles klar, Mamotschka, ich mach mich mal vom Acker.»

Sie weiß, sie hat verloren, und sie lässt ihn ziehen. Kolja fragt, ob es noch Nachtisch gibt.

Obwohl er Zuhause das Sagen hat, ist es jedes Mal ein Befreiungsschlag, hinauszugehen. Maßgeblich hierfür ist die Magie der Musik; die Bewegung, der Szenenwechsel und der Moment, in dem das erste Lied erklingt, sind dabei von enormer Bedeutung. Heute greift Sascha zu zwei Berliner Rappern, die mantraartig beteuern, dass sie keine andere Wahl gehabt hätten. Der dort vermittelte Determinismus löst in Sascha aber weder Enge aus noch Zwang – vielmehr Schicksal und auch ... Freiheit.

Der ungewöhnlich laue Märzabend tut sein Eigenes. Neulich hat Sascha das Wort *Nüstern* aufgeschnappt, und er lässt sie beben. Später im Leben kann er sich durchaus eine Karriere als Rapper vorstellen.

Aber jetzt geht es erstmal um seine Rolle als Gangster.

Beim Laufen schwingen Saschas Arme. Er stellt sich vor, dass die Leute auf der Straße ihn für älter halten, vielleicht schon für sechzehn, das wäre cool. Auf ein paar wirkt er genau so alt, wie er ist, mit der für dieses Alter typischen Hybris; die meisten jedoch bemerken ihn gar nicht.

Unter einer Laterne wartet Yuval. Seit Kurzem trägt er Glatze; auch er will älter wirken – doch sieht er eher kränklich aus. Das hat einen Nebeneffekt: Man will ihm nicht zu nahe treten; das ist auch eine Form von Gefährlich-Sein. Sehr gut.

«Na, alter Jude», eröffnet Sascha, während die beiden Jungs einschlagen, sich einen Hauch umarmen und dann abboxen.

«Yeah sup», sagt Yuval, was so viel wie *what's up* bedeuten soll, weil er wohl gerne ein New Yorker Gangster wäre.

«Es weht ein laues Lüftchen», dichtet Sascha, woraufhin Yuval entgegnet: «Ich geb' dir gleich *laues Lüftchen!*»

Gut, schlagfertig geht anders, das wird auch Yuval wissen, aber es sollte hier gar nicht um seine Worte gehen, die Pointe, die Saschas Augen aus ihren Höhlen treten lassen, war folgende: Yuval hält ein Butterfly-Messer in der Hand. Er lässt die Klinge springen, sie ist einfach gigantisch.

«Alter», sagt Sascha.

«Yeah, yeah», so Yuval.

«Steck mal weg!»

«Ja, ja.»

Yuval steckt das Messer wieder ein, und dann sehen sich die beiden Jungs einen Moment an. Plötzlich müssen sie laut lachen. Sie wischen sich die Tränen aus den Augen.

«Das bringt unser Business aufs nächste Level», sagt Sascha, als sie weiter Richtung Treffpunkt laufen.

«Oh yes, Baby, das war eine smarte Investition. Jetzt wird keiner mit uns ficken.»

Sascha und Yuval erreichen den Park. Zwei Silhouetten zeichnen sich ab: Halil und Falk. Halil ist sehr groß und guckt. Falk raucht und streicht sich die Augenbrauen mit Speichel glatt. Die beiden letzten Mitglieder der Gang sehen sich das Messer an, prüfen es und nicken dann mit Kennerblick, die Mundwinkel gen Erdboden.

«Bei Gott», sagt Halil; Falk bläst den Rauch in Stößen durch die Nase aus.

«Hoffen wir mal, dass auch heute alles gut geht», sagt Sascha.

«Pssst!» Falks Augen leuchten kühl.

«Bei Gott», japst Halil und hebt die Hände.

«Wie redest du?», fragt Yuval.

«Sorry, sorry», beschwichtigt Sascha. «Ich meine nur, wir hatten bisher so viel Glück – metaphysisch! Ich will einfach vorsichtig bleiben, keine dummen Fehler machen.»

«Fordere das Glück deines Vaters niemals heraus», zischt Falk und schwingt die Marlboro wie einen Zauberstab.

«Mein Vater ist ein Schwein», sagt Sascha; aber Yuval macht ihm klar: «Halts Maul, oder ich stech dich ab!», woraufhin alle lachen und sich die Lage entspannt.

Sie gehen tiefer in den Park hinein. Die Bäume werden dichter, und die Jungs werden stiller. In der Schule haben sie auch vorher schon zum selben Schlag gehört; man legte sich nicht mit ihnen an. Doch seit sie eine Gang sind, umweht sie ein mysteriöser Hauch von tiefem Ernst – so erwachsen und verrucht, dass ihre Mitschüler gar nicht umhinkommen, sie zu bewundern. Die guten Schüler verurteilen sie nach außen hin, obwohl es in ihrem Inneren kribbelt, und es peinigt sie, dass sie das Geheimnis nicht lüften. Dann gibt es noch solche, die gar keinen Hehl daraus machen, dass sie wahre Fans der jüngsten und buntesten Mafia der Welt sind. Sie

lachen zu laut in ihrer Gegenwart. Einige boten der Gang auch schon ihre Dienste an. Wenn man darüber nachdenkt, hat Halil als Fan begonnen.

Doch das Krasseste – findet Sascha, und er ist sich eigentlich sicher, dass es den Anderen genauso geht, auch wenn man sich das als vierzehnjähriger Hetero-Boy natürlich nicht offen eingesteht (wobei er bei Yuval Potenzial für das andere Ufer sieht – weshalb dieser wohl auch die lautesten Schwulenwitze reißt) – das Krasseste bei alle dem ist weder der Gewinn, der Nervenkitzel noch die Bewunderung, die wir dafür ernten. Das Krasseste ist unser gegenseitiges Vertrauen. Das Band unserer Freundschaft, das wir wie einen gordischen Knoten, jede Nacht noch fester ziehen. Und wenn der eine fällt, gehen wir zusammen unter.

Menschen, die noch nie gemeinsam ein Verbrechen begangen haben, können nicht wissen, wie das ist.

Sascha, Yuval, Falk und Halil erreichen ihre Stelle. Ihre Stelle liegt dreieinhalb Meter abseits des asphaltierten Gehwegs hinter einem Schild neben einem Busch. Sie reden nicht, und auch Falk hört auf zu rauchen.

Ein Fahrradfahrer fährt vorbei. Zwei Atzen, die größer sind als sie, gehen vorüber. Ein Penner schneidet den Weg.

Doch auf einmal sieht Sascha etwas aus der Ferne auf sie zukommen, und er tippt die Anderen an und zeigt dorthin.

Es ist ein Mann, er ist allein, mittelgroß und mittelstark, ordentlich angezogen, nicht verarmt, doch das Wichtigste und Beste ist: er torkelt. Er scheint gar nicht mitzukriegen, wo er ist, wohin er geht, und – bei Gott – der Trottel singt laut vor sich hin. «*Slide awaaaayy ... and give it all you've got.*»

Die vier Freunde gucken sich an und nicken. Der betrunkene Mann kommt näher. Dann geht alles schnell.

Yuval tritt heraus und richtet das Messer auf den Mann. Falk kommt dazu und sagt: «Zeig uns mal, was du so hast.» Sascha und Halil stellen sich breitschultrig an den Flanken auf.

Der Mann glotzt nur mit Tunnelblick. Scheiße, ist der verrückt? Yuval hält das Messer höher, während Falk knurrt: «Sachen her!» Sascha wird nervös, er will weg von diesem Gehweg und denkt, vielleicht ist der Kerl wirklich behindert, also sagt er zu ihm: «Komm. Komm mit uns mit.»

Was darauf geschieht, verfolgt die Jungs nicht nur während der nächsten zwei Jahre in der Jugendstrafanstalt, sondern bis an ihr Lebensende.

Plötzlich ist der Mann stocknüchtern, messerscharf und klar. Er holt einen Revolver aus der Tasche; die Jungs hechten panisch zurück. Doch in gewisser Hinsicht kommt es noch schlimmer. Der Mann steckt sich den Revolver in den Mund und schießt.